

Literaturwissenschaft in Theorie und Praxis. Eine anglistisch-amerikanistische Einführung, hrsg. von RALF SCHNEIDER, unter Mitwirkung von CHRISTINA SPITTEL (= Narr Studienbücher), Tübingen (Narr) 2004, IX + 271 S.

„Das pragmatisch Machbare und didaktisch Sinnvolle“ (viii) erklärt Ralf Schneider in der Einleitung zum Ziel dieses Studienbuches, das aus einer mehrfach abgehaltenen einführenden Ringvorlesung am Seminar für Englische Philologie der Universität Tübingen hervorgegangen ist. Der Band definiert sich als Begleitlektüre, aber auch als Prüfungsvorbereitung und zum Selbststudium. Das Vorhaben, eine benützerInnenfreundliche Aufbereitung der Theorienvielfalt und deren Relevanz und Applikation in der literaturkritischen Praxis zu produzieren, ist kein leichtes. In meiner eigenen Lehrtätigkeit bin ich oft mit der Schwierigkeit konfrontiert, aus der Fülle der theoretischen Konzepte, philosophischen Hintergründe, ideologischen Positionen und methodischen Anwendungen die für StudienanfängerInnen relevanten und anwendbaren Bestandteile zu destillieren, immer im Bewusstsein, hier einen Drahtseilakt zwischen Wissenschaftlichkeit und Vereinfachung leisten zu müssen. Schneider ist sich dieser Problematik durchaus bewusst und entscheidet sich gleich zu Beginn für eine Aufarbeitung der Theorien, die ihre historische Entwicklung, die wichtigsten Konzepte und Tätigkeitsfelder, sowie ihre Relevanz für die literaturwissenschaftliche Analyse behandelt, nicht aber die aktuelleren Entwicklungen, die oft aufgrund ihrer Aktualität nur schwer von Trends und Modeerscheinungen zu unterscheiden sind. Offensichtlich waren auch pragmatische Faktoren im Spiel: Die elf Einzelbeiträge spiegeln wohl die Vorlesungsstruktur wider, und die BeiträgerInnen sind bzw. waren alle Lehrende an der Universität Tübingen.

Wie bei vielen Sammelbänden stellt sich auch bei diesem nach eingehender Lektüre ein Ungleichgewicht in Qualität, Detailvermittlung und Zielgruppenorientiertheit heraus. Trotz des Bemühens, einen kohärenten Überblick zu leisten, bleibt der Band eine Zusammensetzung von qualitativ sehr unterschiedlichen Einzelbeiträgen, von denen einige sich besonders für einführende Lehrveranstaltungen eignen, andere wiederum überhaupt nicht. Im Folgenden möchte ich deshalb auch die Beiträge einzeln kommentieren.

RALF SCHNEIDERS einführendes ›Plädoyer für eine theoriegeleitete Literaturwissenschaft – Einleitung und Überblick‹ (1–22), sein Credo und sein Selbstverständnis als Universitätslehrer für englische Literaturwissenschaften, spricht mir ganz aus der Seele: Er beleuchtet die anglistische Literaturwissenschaft kritisch von einem wissenschaftstheoretischen Standpunkt und stellt immer wieder die peinliche Frage nach der Wissenschaftlichkeit unseres Faches. Seine Ausführungen sind mehr als ein Plädoyer: sie sind eine Aufarbeitung des Wissenschaftsanspruches und -status der Anglistik und eine logische Argumentation für eine theoretische Fundierung des Faches, der kaum etwas entgegenzuhalten ist. Schneider erhebt den Anspruch, durch eine theoretische Basis die literarische „Interpretation zu objektivieren“ (1), ich würde es eher „positionieren“ oder „lokalisieren“ nennen, und geht dabei wissenschaftstheoretisch, wissenschaftshistorisch und didaktisch vor. Er erklärt die Grundlagen (auch die neurowissenschaftlichen) des Konstruktivismus und leitet daraus als Grundanforderung für die Literaturwissenschaft die Intersubjektivität ab, die die oft geforderte Objektivität ablöst. Theorie wird hier als „Vorannahmen und Erwartungen“ (5) in Form von Hypothesen, die über den Text getroffen werden, verstanden, und Schneider macht klar, dass Theorie immer schon da ist: „Wer behauptet, er ginge völlig unvorbelastet und ohne Theorie an einen Text heran, der sagt damit eigentlich nur aus, daß er sich seiner Vorannahmen nicht – noch nicht oder nicht mehr – bewußt ist“ (5). Schneiders Beitrag bietet eine Einführung in wissenschaftstheoretische Konzepte und Diskussionen, wie auch seine Diskussion des Begriffes „Paradigma“, dessen Verwendung in den Geistes- und Kulturwissenschaften in den letzten Jahren eine gewisse Inflation erfahren hat. Anstatt für die Literaturwissenschaft einen Paradigmenwechsel zu konstatieren, betont Schneider

die Entwicklung vieler paralleler Schulen – eine „mehr oder minder friedliche Koexistenz von Ansätzen“, eine „Paradigmenvielfalt“ (15) – und erklärt damit gewisse Modetrends, wie auch das Phänomen, dass aus einer überholten Theorie durchaus heute noch einzelne Bestandteile verwendet werden (wie etwa das *close reading*, auch wenn sich niemand mehr mit dem Textverständnis des *New Criticism* identifiziert). Die Forderung nach theoriegeleiteter universitärer Lehre überzeugt ebenfalls: Schneider ist sich der prekären Situation der Geisteswissenschaften im öffentlichen Diskurs durchaus bewusst und will daraus die nötigen Konsequenzen ziehen: „Die Literaturwissenschaft tut unter solchen Rahmenbedingungen aber auf jeden Fall gut daran, die wissenschaftlichen Standards, die sie erreichen kann, nicht herunterzuschrauben, und die methodische Schulung ist ein Teil dieser Standards“ (17). So wie Schneider die Lage schildert, ist es undenkbar, wie gegen Theorie- und Methodenpluralismus argumentiert oder gelehrt werden kann, vor allem in Hinblick auf einen mehrfachen Transfer der Kompetenzen, einmal innerhalb der Literaturwissenschaften, zum anderen in Richtung Berufslaufbahn der Studierenden. Schneider sieht in der Fähigkeit, Konzepte und Modelle auf ihre Schlüssigkeit und Anwendbarkeit zu überprüfen, nur eine von vielen Schlüsselqualifikationen, mit denen wir unsere Studierenden ausstatten können und müssen. Als Serviceleistung für die, die sich weiterinformieren wollen, bietet er noch eine dreiseitige Lektüreliste, die an Komplexität und Nützlichkeit sehr unterschiedliche Texte enthält: Peter Zimas ›The Philosophy of Modern Literary Theory‹ (London 1999) ist für StudienanfängerInnen noch nicht empfehlenswert, dagegen fehlen einige englischsprachige Einführungen, vor allem Peter Barrys ›Beginning Theory. An Introduction to Literary and Cultural Theory‹ (Manchester 1995), inzwischen in der zweiten Auflage erschienen, oder Jonathan Cullers ›Literary Theory. A Very Short Introduction‹ (Oxford 1997), die sich meiner Ansicht nach sehr gut zur Einführung eignen. Die Frage ist auch, wie Studierende unter den zweiundzwanzig Einführungen die finden, die für sie am brauchbarsten sind – hilfreich wären hier kurze Kommentare zu den Werken.

Bei allen Vorzügen dieses Essays fehlen für eine Einführung in diesen Band jedoch einige Punkte: Schneider spricht zwar von Hypothesen, Erwartungen und Vorannahmen, die den Leseprozess maßgeblich bestimmen, lässt aber die Frage der Ideologie und politischen Gesinnung und deren Bedeutung für die Leseposition vollkommen aus. Es wird auch nicht ausgesprochen, dass sich der Band auf eine vorwiegend deutschsprachige Tradition der Literaturtheorie bezieht, bzw. dass Theorien und Methoden durchaus national und regional unterschiedlich sind. Die post-theoretische Debatte, die seit einiger Zeit in Großbritannien geführt wird, und der angelsächsische Pragmatismus werden gar nicht erwähnt und scheinen doch gerade für AnglistInnen von einiger Bedeutung zu sein (auch wenn man sich nicht mit diesen Positionen identifiziert). Das größte Manko allerdings sehe ich im Fehlen einer Visualisierung oder Kategorisierung der Ansätze, die wiederum auch den Aufbau des Bandes rechtfertigen würde. Die Entscheidung für einzelne Beiträge zu Strukturalismus, Poststrukturalismus und Dekonstruktion, Diskursanalyse, *New Historicism*, Feministische Literaturwissenschaft und *Gender Studies*, Postkoloniale Literaturtheorie, Literatursoziologie, Rezeptionstheorien, Film und Literaturwissenschaft und *Cultural Studies* und Literaturwissenschaft ist nicht so natürlich wie es einem/r AnfängerIn scheinen mag. Bei aller gegebenen Vorsicht mit den Begriffen Theorie, Konzept und Methode, verschwimmen schon im Aufbau des Buches diese Grenzen deutlich: Während „Film und Literaturwissenschaft“ oder auch „Literatursoziologie“ sich vorwiegend mit Betätigungsfeldern der Literaturwissenschaften befassen, ist „Poststrukturalismus und Dekonstruktion“ beispielsweise die Ausführung einer Theorie mit dazugehöriger Methode und exemplarischer Anwendung. Schneider betont in seiner Einleitung, dass Theorien und Methoden durchlässig und überlappend sind und man sich in der Interpretation oft mehrerer Versatzstücke aus unterschiedlichen Ansätzen bedient. Dieses Bekenntnis zum Eklektizismus wird meiner Ansicht nach zu wenig betont und auch nicht relativiert: welche Theorien mit welchen Methoden (un)vereinbar sind, welche Verbindungen sich

anbieten, das bleibt den Einzelbeiträgen vorbehalten, die, in der Konzentration auf den einzelnen Bereich, diese grenzüberschreitenden Schritte nur selten leisten.

Der Eröffnungsbeitrag kommt von einem Amerikanisten, Günter LEYPOLDT, der es sich zum Ziel gesetzt hat, den Strukturalismus näher zu bringen, und das mit vielen nichtliterarischen Beispielen: Molekularstrukturen, Mietpreisrechnungen und Beispiele aus der Phonologie werden bemüht, um die Eigenschaften strukturalen Denkens näher zu bringen (Strukturalismus; 23–39). Das einzige literarische Textbeispiel kommt aus einer bekannt überzogenen Kritik des Strukturalismus von Terry Eagleton, und wird von Leypoldt gerechtfertigt wieder kritisiert. In diesem Zusammenhang wäre es angebracht, die LeserInnen darüber aufzuklären, aus welcher ideologischen Richtung Terry Eagleton kommt und dass seine Ablehnung eines textimmanenten Ansatzes wenig überraschen sollte. Leypoldt bricht zu Beginn seines Aufsatzes eine Lanze für den Strukturalismus, indem er den wissenschaftlichen Fortschrittsgedanken kritisch hinterfragt und feststellt, „daß wir heute noch mit Gewinn von Strukturalisten entwickelte Analyseverfahren benutzen (oft ohne sie als solche zu bezeichnen), aber häufig dazu neigen, das generelle Text-, Kultur- und Gesellschaftsverständnis vieler klassischer Strukturalisten abzulehnen“ (23). Im Folgenden umreißt er die Entwicklung des Strukturalismus von de Saussure ausgehend und befasst sich ausgiebig mit den Gemeinsamkeiten von Strukturen in allen möglichen Bereichen. Das Hauptproblem dieses Beitrages ist seine Gewichtung: Während „Theoretische Grundlagen und Methoden“ auf fast fünf Seiten keine Methoden sondern nur Theorie ausführt, befasst sich „Strukturalistische Verfahren der Literatur- und Kulturwissenschaften“ nur mit einem konkreten (nicht-literarischen) Beispiel für ein solches Verfahren. „Anwendungspotentiale“ schließlich bringt Terry Eagleton ins Spiel, verteidigt den Strukturalismus mit Verweisen auf Lothar Fietz, der einen kontextorientierten Strukturalismus vertritt, und beschränkt sich – in einer Fußnote! – lapidar auf die Feststellung, dass es in einem Kapitel zu Strukturalismus unnötig sei, eine strukturalistische Beispielanalyse auszuführen: „Aufgrund der Tatsache, daß die in allen literaturwissenschaftlichen Grundlagenseminaren gelehrt textanalytischen Verfahren der Dramen-, Erzähltext- und Lyrikanalyse zumeist strukturalistischen Prinzipien folgen, erübrigt es sich hier, eine Beispielanalyse vorzuführen“ (33). Das steht im Widerspruch zu Leypoldts früherer Bemerkung, dass es eine Vielfalt an strukturalistischen Verfahren gibt, dass diese oft implizit angewandt werden und dass sie heutzutage noch gewinnbringend verwendet werden können. Genettes Narratologie beispielsweise wird, wie Manfred Pfisters Dramenanalyse und eine Kurzerläuterung zur Unterscheidung *histoire/discours* – en passant in eine Fußnote gequetscht – dabei sind es doch gerade solche Texte, die die Theorie verdeutlichen. Aus der Analyse von „I like Ike“ geht noch nicht hervor, wie ein längerer Text strukturalistisch analysiert werden kann, und zahlreiche Verweise auf die Russischen Formalisten überzeugen nicht, dass Strukturalismus tatsächlich noch so aktuell ist; somit wird Leypoldts Anliegen, den Strukturalismus zu „retten“ (38), nicht erfolgreich umgesetzt.

Am Ende der Lektüre von Leypoldts Essay bleibt einiges offen, etwa was denn nun die strukturalistischen Methoden sind. Barbara KORTES Essay scheint das alles wieder gutmachen zu wollen. Ihr Beitrag ›Poststrukturalismus und Dekonstruktion: (41–59) entwickelt sehr anschaulich und nachvollziehbar, auch mit der nötigen Visualisierung, den Strukturalismus, um dann daraus den Poststrukturalismus zu erklären. Mit Klarheit und ohne die Dinge zu reduzieren definiert sie poststrukturalistische Literaturtheorie als Teilaspekt der poststrukturalistischen Philosophie und stellt Verbindungen zum Postmodernismus Lyotards her. Klar und deutlich ist auch die Kritik an der Zugänglichkeit des poststrukturalistischen Diskurses: „Daß poststrukturalistische Ansätze nicht selten elitär-selbstverliebt wirken, liegt unter anderem an einem Sprachstil, der ihrem durch die zugrunde liegende Vorstellung von Sprache bedingtem Denkstil entspricht: Viele der mehrdeutigen Sprachspiele, mit denen Poststrukturalisten operieren, sind tatsächlich nur Eingeweichten zugänglich [...]“ (44). Dieses altbekannte Problem, das vor allem in der Lehre zu einem

pragmatischen wird, meistert Korte in jeder Hinsicht. Ihre Erklärung der Dezentralisierung, der Derrida'schen *differance*, und des Logozentrismus weisen keine dieser Zugänglichkeitsprobleme auf und wirken erfrischend direkt. Aus den sprachphilosophischen Überlegungen heraus werden drei konkrete Beispiele für Dekonstruktion gebracht, wobei Korte sich auf Charles Dickens, David Lodge und John Fowles bezieht und immer wieder Bezüge zwischen Theorie und dekonstruktiver Praxis herzustellen vermag. In einem Schlusswort bringt sie noch die Kanondebatte ein, und verbindet den Poststrukturalismus mit anderen Theorien und Ansätzen, vor allem die ideologiekritische Verwendung der Dekonstruktion. Korte beschränkt sich auf einige wenige Fußnoten, die sehr hilfreich auf fortsetzende Lektüre vor allem einführender Natur verweisen, was den Beitrag zu einem didaktisch hochwertigen Gesamtwerk macht.

Eveline KILLANS Beitrag zur ›Diskursanalyse‹ (61–81) überrascht. Zum einen, weil Diskursanalyse an sich noch keine Theorie ist, sondern, wie der Begriff schon impliziert, eine Methode, und zum anderen, weil Diskurs hier eng im Foucault'schen Sinne verstanden wird, während ja durchaus alternative Methoden der Diskursanalyse existieren. Kilian verweist auch auf diese, verabsäumt es aber, in diesem Zusammenhang auf britische SprachwissenschaftlerInnen, die Diskursanalyse bereits sehr gewinnbringend für literaturwissenschaftliche Textanalysen eingesetzt haben, zu verweisen (Guy Cook ist ein Beispiel). Foucault selbst wird also ein eigenes Kapitel eingeräumt, wobei Kilian betont, dass sein Diskursbegriff durchaus widersprüchlich und vielfältig zu verstehen ist. Ihre Ausführungen zum Diskursbegriff, in die sie neben Foucault auch Jürgen Link miteinbezieht, sind interessant gestaltet, aber in sehr komplexe Sprache verpackt, die vor Terminologie nur so strotzt, die weitgehend selbstreferentiellen Fußnoten sind zu lang und nur begrenzt hilfreich, und man fragt sich in der Lektüre, wie sehr hier die Zielgruppe mitgedacht wurde. Der Fokus von Kilians Ausführungen liegt, und das ist nicht weiter verwunderlich, wenn man bedenkt, dass sie *Gender-Studies*-Expertin ist, im Bereich des *Cross-Dressing* und der *Queer Studies*. Die gewählten Beispiele sind gut nachvollziehbar und hochinteressant, beschränken sich aber auf die verschiedenen Ausführungen der *Gender*-Perspektive, und es besteht die Gefahr, dass die Diskursanalyse zu einer Methode der *Gender Studies* reduziert wird.

Auch Eckhard AUBERLENS Beitrag zum ›New Historicism‹ (83–115) konzentriert sich vorwiegend auf eine Wissenschaftlerpersönlichkeit, und zwar auf Stephen Greenblatt. Auberlen verweist aber explizit darauf, dass die Theoriedebatte in diesem Bereich ganz auf Greenblatt fixiert ist. Auberlen entwickelt die unterschiedlichen Einflüsse auf Greenblatts Arbeit, und man fragt sich mitunter, ob das in solch einer Detailtreue nötig ist. Allerdings sieht man immer wieder, dass diese Informationen zu einem Bestandteil der Greenblatt'schen Theorie führen, und es wird nachvollziehbar, wie sich Textanalyse und historischer Kontextbezug über Foucaults Diskursbegriff treffen können. Auberlen geht dabei über die Literaturwissenschaft hinaus und zeigt auf, wie gewisse Entwicklungen in den Geschichtswissenschaften den *New Historicism* erst ermöglicht haben. Als ausführliches Beispiel bringt Auberlen eine faszinierende Analyse von Ben Jonsons *court masque* ›Oberon‹, die auch durch ihre Illustrationen besonders greifbar wird und die Greenblatts Konzept der *social energy* sehr anschaulich illustriert. Narrative Elemente in der Analyse helfen, den Argumenten zu folgen, und auch Hinweise auf weiterführende Lektüre finden sich. Abschließend bespricht Auberlen noch weitere Betätigungsfelder des *New Historicism*, stellt Querverbindungen zu *Gender Studies* und Postkolonialismus her, und bietet eine sehr ausführliche Lektüreliste an.

Ingrid HOTZ-DAVIES' Beitrag zur ›Feministische[n] Literaturwissenschaft und Gender Studies‹ (117–139) bemüht sich, die Vielfalt der geschlechtsorientierten Theorien und Ansätze zuerst auf einen Nenner zu bringen – „die Einsicht, daß das Geschlecht als soziale Kategorie (*gender*) eine zentrale, wenn nicht *die* zentrale Markierung in einem System von Unterscheidungen ist, das letztendlich in allen Aspekten des menschlichen Lebens, Denkens, Fühlens und Schreibens eine schwer vorherzusagende, dennoch aber nicht zu übersehende Wirkungskraft entfaltet“ (117) – um dann deren historische Entwicklung zu skizzieren. Dabei kritisiert sie zu Recht, dass in vielen

Einführungswerken die *Gender Studies* marginalisiert werden (und wieder dient Eagleton als „Opfer“ der Kritik) und insistiert, dass Literatur an und für sich nicht ohne Beachtung des Geschlechts gelesen werden kann. Exemplarisch bietet sie einen Auszug aus ›Lady Chatterley's Lover‹ gleich mit einer Interpretation von Kate Millett an, ergänzt aber Milletts extreme Position mit einer persönlichen Relativierung, die die Frage nach der Rolle des/r Lesers/in aufwirft, verfolgt diese aber nicht weiter. In einem Überblick schildert Hotz-Davies dann die Entwicklung von anglo-amerikanischen und französischen feministischen Ausprägungen und weist auf die Spannungen innerhalb und zwischen den verschiedenen feministischen und *Gender-Studies*-Gruppierungen hin, wobei ihrer Kritik zu entnehmen ist, dass sie nicht mit den französischen Feministinnen sympathisiert. In einem etwas verwirrenden Überblick erarbeitet sie die verschiedenen *waves of feminism*, weist darauf hin, dass diese Unterteilung problematisch ist, tut aber wenig, um diese Problematik etwas aufzulösen. In einem Abschnitt mit dem Titel „Unser liebster Körperteil“ erläutert sie Butlers und Sedgwicks Positionen zur Phallus-ohne-Phallus-Opposition im Bereich der *Queer Studies*, um über ein Fallbeispiel von Isobel Armstrong, eine Analyse eines Gedichts von Christina Rossetti, zu referieren. Hotz-Davies' Beitrag ist, für das Thema wahrscheinlich verständlich, persönlicher gehalten als die anderen, und auch ideologisch klarer positioniert. In ihrem Schlusswort betont sie noch einmal die Zentralität der *Gender Studies* und schlussfolgert für den Forschungs- und wohl auch den Lehrbetrieb: „Auch die Frage der sexuellen Orientierungen ist inzwischen so aufgearbeitet, daß ein rein heteronormatives Studium der Literatur nicht mehr zu vertreten ist“ (134). Von dieser Offenheit scheint der durchschnittliche Anglistik-Studienplan noch weit entfernt zu sein, und so lesen sich viele der Schlussbemerkungen als Wunschdenken, auch das etwas pathetisch wirkende Schlusswort: „Ich würde mir eine Welt wünschen, in der das Geschlecht und die sexuelle Orientierung ihren Zeichencharakter verlieren, in der ein neues Menschenkind geboren werden kann und die Frage irrelevant wäre, welche körperlichen Merkmale es hat jenseits dessen, was die Mutter- und Vaterliebe sofort als einmalig und dem eigenen Kind zugehörig identifiziert“ (135). Während es auf der einen Seite lobenswert ist, sich zu positionieren, scheint so ein frommer Wunsch doch als Endpunkt für eine literaturtheoretische Überlegung etwas naiv und unpassend. Hotz-Davies' Ausführungen sind sehr studierendenfreundlich aufbereitet und bieten auch Anhaltspunkte für eine weitere Lektüre und auch die anschließende Auswahlbibliographie ist gut strukturiert.

Der Beitrag ›Postkoloniale Literaturtheorie‹ (141–162) wurde gemeinsam von Gerhard STILZ, einem Spezialisten in den *New English Literatures*, und Karen REHBERGER, die vor allem zum Postmodernismus arbeitet, gestaltet. Da es in dem Band keinen eigenen Beitrag zum Postmodernismus gibt, scheint damit auch dieser Bereich abgedeckt zu sein – allerdings ist die Kombination eine nicht selbstverständliche, und für jemanden, der sich mit der postkolonialen Theorie und Literatur befasst, ist das Gebiet in der postmodernen Verschränkung mitunter kaum wiederzuerkennen. Der Hauptteil des Artikels will das Verhältnis zwischen Postmodernismus und Postkolonialismus klären und ergeht sich dabei in Widersprüchen, was kein Wunder ist, wenn man die Vielfalt der postkolonialen Literaturproduktion bedenkt, auf die Stilz und Rehberger auch hinweisen. Dieser Hinweis bleibt aber ein Lippenbekenntnis: kurz darauf wird festgestellt, dass postkoloniale Literatur durch „polyperspektivische Elemente“ (153) gekennzeichnet ist. Die Generalisierungstendenz geht so weit, dass festgestellt wird: „Für die gesamten Elemente postkolonialer und postmoderner Literatur läßt sich zusammenfassend festhalten, daß ihr eine vielfältige, vielschichtige Konstruktion und damit eine Ästhetik der Entgrenzung zugrunde liegt“ (153f.). Nun finden sich genügend postkoloniale Texte, die sich für eine postmoderne Analyse anbieten, aber genauso finden sich viele, bei denen mit postmodernen Ansätzen nichts anzufangen ist. Das Problem hierbei ist zweierlei: zum einen die Selbstverständlichkeit, mit der argumentiert wird – „Sicherlich sind die Charaktereigenschaften, die beide Konzepte gemeinsam haben, offensichtlich“ (142); zum anderen eine Verschmelzung von postkolonialer Literaturpro-

duktion und postkolonialer Theorie. Zwar wird der Versuch unternommen, einige Konzepte der postkolonialen Literatur- und Kulturtheorie zu definieren, wie etwa die Hybridität, die als Schlüsselkonzept vorgestellt wird (wobei mir eine kritische Hinterfragung des Begriffes fehlt), in den folgenden Ausführungen wird die postkoloniale Literatur aber nur auf die angesprochene generalisierende Art besprochen, und die Umsetzung der theoretischen Positionen fehlt. Auch die drei Beispiele aus der australischen Literatur illustrieren nicht eine postkoloniale Lesart, sondern eher eine „Schreibart“. Man könnte glauben, dass postkoloniale Literaturtheorie das einfache Lesen postkolonialer Literatur ist – da wird nichts von Ideologie gesagt, nichts von Sais *Orientalism* (eine unverständliche Lücke!) oder Graham Huggans *Exoticism*, kaum etwas von einer postkolonialen Perspektive auf kolonialistische Romane. „Das Postkoloniale“ (153) wird in den Texten und nicht in der Theorie verortet, und wird vor allem als ästhetische, textimmanente Komponente gesehen. Zwar referieren Stiltz und Rehberger ausführlich über die Geschichte der Kolonialisierung und Dekolonialisierung, in der Fokussierung auf den Postmodernismus erhält der Geschichtsbezug allerdings den postmodernen ludischen Charakter. Andere Geschichtsbeachtungen, die Geschichte durchaus referentiell lesen, werden implizit ausgeschlossen, wie etwa marxistisch motivierte, wie sie vor allem im angelsächsischen Raum von KritikerInnen wie Benita Parry praktiziert werden, oder auch Verweise auf die *area/regional studies*, *New Historicism* und *Cultural Studies*. Es fehlen Hinweise auf Migrations- und Exilliteratur, die auch weniger gut in das Bild des postmodernen Postkolonialismus passen. Somit bekommen die LeserInnen dieses Beitrages nur die halbe Wahrheit über postkoloniale Literatur und -theorie zu lesen, und das auf eine ungenaue und unkritische Art, die gerade bei diesem Bereich unangebracht ist. So wird etwa behauptet, dass das Umdenken im Bereich der Literaturwissenschaft *parallel* zu den politischen Entwicklungen stattfand (und nicht mit einiger Verzögerung); Afrika wird in einer Aufzählung wie eine eigene Kolonie behandelt und mit Trinidad und Kanada gleichgesetzt; der Höhepunkt des Interesses an Rassentheorien wird gleichzeitig mit den darwinistischen Theorien und mit der nationalsozialistischen Rassenideologie festgelegt (was implizieren würde, dass dieser „Höhepunkt“ über sechzig Jahre gedauert hätte und eine fortlaufende Entwicklung darstellt), in einer kurzen Besprechung zur Sprache in postkolonialer Literatur wird Muttersprache mit Englisch kontrastiert, was in vielen Fällen einfach nicht zutrifft, und für Definitionen von postkolonialen Begriffen wird ein gängiges Wörterbuch herangezogen (stattdessen würde ich ›Key Concepts in Post-Colonial Studies‹ von Ashcroft, Griffiths und Tiffin empfehlen, das auch Homi Bhabhas komplexe Terminologie vereinfacht auf den Punkt bringt). Der Versuch, das Gebiet didaktisch aufzuarbeiten, gelingt zum Teil: zwar wird beispielsweise zu Recht vor der Schwierigkeit, Bhabhas Arbeiten zu lesen, gewarnt, und es werden hilfreiche Verweise auf die Theorie gegeben. Die Beispiele aus der australischen Literatur lesen sich gut und überzeugend, und die Entscheidung, sich auf eine Region zu beschränken, ist ebenfalls zu begrüßen. Die Diskussion von Hybridität, *Third Space* und *Mimikry* ist aber für StudienanfängerInnen zu sehr auf dem vorherrschenden Fachdiskurs aufgebaut und die Notwendigkeit, diese Begriffe so detailliert zu besprechen, wird durch die drei Textanalysen nicht deutlich.

Die Inkludierung von Stefanie LETHBRIDGES Beitrag zur ›Literatursoziologie‹ (163–187) ist innovativ; dieser Bereich ist in vergleichbaren einführenden Werken selten zu finden, und es gibt auch zum Teil eine Überlappung mit Schneiders eigenem Beitrag zu den Rezeptionstheorien. Es ist auf jeden Fall zu begrüßen, dass ein Bereich der Literaturwissenschaft (nicht unbedingt eine Theorie), der sich empirisch mit Literatur befasst, einführend vorgestellt wird. In der Lektüre wird allmählich offensichtlich, dass die Dichotomie Empirie/Hermeneutik nicht so unvereinbar ist, wie man das annehmen könnte. Bei diesem weiten Feld gibt es daher auch Probleme der wissenschaftlichen Verortung, und so unterscheidet Lethbridge zwischen einem empirischen und einem theoriegeleiteten methodischen Ansatz (wobei auf die Unschärfe dieser Unterscheidung hingewiesen wird). Lethbridge leitet die literatursoziologischen Ansätze vor allem über den

Marxismus (der an dieser Stelle endlich zumindest angerissen wird) und den Neomarxismus her, bringt die Luhmann'sche Systemtheorie ins Spiel und die Bourdieusche Soziologie, geht aber schon nach zwei Seiten dazu über, die konkreten Methoden und Anwendungsgebiete vorzustellen, was bei der Bandbreite der möglichen Beispiele sicher eine gute Entscheidung ist. Ein breiter Bogen wird da gespannt, ausgehend von einer Diskussion des Literaturbegriffs in Bezug zu Kultur und Gesellschaft, von soziologischen Untersuchungen der literarischen Produktion, über die Soziologie des Textes, zur Soziologie der literarischen Rezeption und der Distribution. Siegfried Schmidts empirische Theorie der Literatur wird erwähnt, wie auch die Siegener Forschungsgruppe, allerdings wird nicht darauf eingegangen, dass viele der früheren empirischen LiteraturwissenschaftlerInnen ihr Tätigkeitsgebiet auf die Medienwissenschaften im Allgemeinen ausgedehnt haben, und dadurch das Gebiet der Literatursoziologie noch um ein Stück breiter geworden ist. Lethbridges Beispiele sind anschaulich und demonstrieren die Vielfalt an Herangehensweisen und Tätigkeitsfeldern. Am meisten überzeugt aber eine Analyse von Dickens' ›Hard Times‹, das Lethbridge aus der Perspektive der Produktion, Distribution und Rezeption liest und zu spannenden und klar erläuterten Ergebnissen kommt. Lethbridge grenzt abschließend die Literatursoziologie vom *New Historicism* ab, indem sie den empirischen Charakter betont, den der *New Historicism* nur begrenzt aufweist, und schließt mit einer Bekräftigung eines Faktenverständnisses, das die Grundlage für die literatursoziologischen Ansätze bildet: „Wer nun ‚wirklich‘ darüber reden will, wie es – wenn auch nur in Annäherung – ‚wirklich‘ war, ist an empirisch faßbare Daten gebunden und muß sich rigoros daran orientieren, auch wenn er teilweise doch auf Spekulation angewiesen ist“ (185).

Ralf SCHNEIDERS Überblick über die ›Rezeptionstheorien‹ (189–211) schließt an Lethbridges Ausführungen an, weil er – wie in der Literatursoziologie auch – den/die LeserIn (bei ihm nur in der maskulinen Form) in das Zentrum des Interesses rückt, was ja nicht nur den Rezeptionstheorien vorbehalten ist: „Daß Literatur auf Leser, Zuschauer und Zuhörer wirkt, ist [...] unbestritten, und entsprechend kann man behaupten, daß auch alle modernen literaturwissenschaftlichen Theorieansätze eine Leserposition zumindest implizit mitdenken“ (189). Anders als Lethbridge, die die Aussagekraft empirischer Daten betont, inkludiert Schneiders Beitrag vor allem hermeneutisch orientierte Rezeptionsansätze, die vorwiegend mit Modellen und selten empirisch arbeiten. Die Problematik der gesamten wissenschaftlichen Rezeptionsforschung, ob empirisch oder hermeneutisch orientiert, ist die Individualität des Lesevorganges, der durch individuelle, kollektive und situationsabhängige Faktoren beeinflusst wird, und der aus extrem komplexen mentalen Vorgängen besteht. Es wird betont, dass es viele Spielarten der Rezeptionstheorie gibt, und anstatt lange über die unterschiedlichen Theorien zu referieren, demonstriert Schneider anhand von Matthew Arnolds ›Dover Beach‹, das auch noch sehr benutzerfreundlich ganz abgedruckt ist, drei unterschiedliche Herangehensweisen an die Rezeptionsforschung: die von der Konstanzer Schule entwickelte Rezeptionsästhetik, mit den von Jauß und Iser entwickelten Konzepten des Erwartungshorizontes und des impliziten Lesers; Norman Hollands psychoanalytische Rezeptionstheorie, die auf Freud zurückgeht und dessen Interpretation vor allem auf seine eigene emotionelle Reaktion zurückgeht (erst später hat Holland auch empirisch gearbeitet); und zuletzt die kognitionspsychologische Textverstehensforschung, ein Bereich, in dem sich Schneider bereits in seinem Buch ›Grundriß zur kognitiven Theorie der Figurenrezeption am Beispiel des viktorianischen Romans‹ (Tübingen 2000) als äußerst kompetent erwies. Schneider betont den dualen Charakter der Textverstehensforschung, die gleichermaßen modellhaft und empirisch arbeitet, deutet auf den Erkenntnisgewinn einer empirischen Studie zum Leseverständnis von ›Dover Beach‹ aber leider nur hin. Der wesentliche Beitrag in diesem Teil ist weniger das Anwendungsbeispiel, sondern die knappe aber gut umgesetzte Einführung in Kognitionsprozesse und Textverarbeitung, die auch in einer Grafik veranschaulicht wird. Abschließend relativiert Schneider die Übertragbarkeit von empirischen Studien, die sich meist auf kurze, reduzierte Texte beschränken,

auf die Rezeption längerer komplexerer Texte, wie es literarische Texte sicher sind, und gibt einen Ausblick auf die Zukunft des Forschungsbereiches: „Wir verfügen als traditionell ausgebildete Literaturwissenschaftler nicht über die Methodik von empirischem Versuch und Testauswertung, und die psychologischen Empiriker begegnen Texten meist nicht mit dem Erkenntnisinteresse der literarischen Textanalyse. Der Idealzustand wäre sicherlich eine interdisziplinäre Zusammenarbeit beider Forschungsrichtungen“ (208).

Claudia STERNBERGS Beitrag zu ›Film und Literaturwissenschaft‹ (213–240) kann einerseits als Beitrag zur Erweiterung des Betätigungsfeldes der Literaturwissenschaften verstanden werden, andererseits wird der literaturwissenschaftliche Bezug sehr eng verstanden und die „Wechselbeziehung [...] zwischen den beiden Zeichensystemen“ (216) stellt sich in Sternbergs Beitrag als sehr fruchtbar heraus. In einem historischen Überblick, der auch auf die institutionale Verankerung der Film- und Medienwissenschaften Bezug nimmt, werden einige wichtige Methoden der filmischen Analyse, wie die Filmsemiotik, die Filmgenreforschung und die Filmnarratologie angesprochen und auf ein erweitertes Interesse an medialer Bedeutungskonstruktion hingewiesen: „Zentral für eine Literaturwissenschaft unter kulturwissenschaftlichen Vorzeichen ist daher der gegenstandsoffene und medienübergreifende, von diskursanalytischen Methoden geleitete Zugriff auf jene *signifying practices*, die kulturell bedeutungskonstituierend sind“ (215). Im Folgenden werden drei verschiedene Anwendungsbereiche referiert und mit Beispielen anschaulich gemacht: erstens, die Wechselbeziehung Film und Text, die sich zum einen in der Verwendung filmischer Techniken in literarischen Texten niederschlägt, im Fall Dickens' sogar lange vor der Erfindung des Films, zum anderen in Drehbüchern, Büchern nach Filmen und *ciné-romans*. Zweitens werden verschiedene Aspekte von Literaturadaptionen besprochen, wobei vor allem das Konzept der „Werktreue“ kritisch diskutiert wird und anhand eines Beispiels aus John Hustons berühmter Verfilmung von James Joyces ›The Dead‹ veranschaulicht wird. Drittens führt Sternberg in die Filmnarratologie ein, diskutiert die Erzählspezifika des Genres, die Frage nach einer Erzählinstanz im Film, und demonstriert die Möglichkeiten der Filmnarratologie mit einigen Standbildern aus Kureishis/Prasads ›My Son, the Fanatic‹. Abschließend betont sie noch einmal die medialen Wechselwirkungen anhand eines Zeitungsartikels, der Rowan Atkinson als Mr. Bean in vielfachen intermedialen Anspielungen einsetzt.

Horst TONN rundet den Band ab mit einem Beitrag zu den *Cultural Studies*, auf deren Bedeutung einige andere Beiträge sich immer wieder bezogen hatten (›Cultural Studies und Literaturwissenschaft‹; 241–264). In einem historischen Überblick referiert er die Entwicklung der *Cultural Studies* und begründet vor allem den rezenten Erfolg der *Cultural Studies* institutionell und als Reaktion auf die vorherrschende Legitimationskrise der Geisteswissenschaften. Er zeigt, wie sich die *Cultural Studies* in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren aus einer faktenorientierten Landeskunde an deutschsprachigen Universitäten in Richtung einer Neukonzeption einer „Textwissenschaft, die Bild- und Sprach-Texte gleichermaßen ernst nimmt und zueinander in Beziehung setzen kann, ohne dabei die ästhetischen, intellektuellen und rhetorischen Differenzen zwischen verschiedenen Äußerungsformen einzuebnen“ (245). Das gemeinsame Anliegen der verschiedenen Ausprägungen der *Cultural Studies* sieht Tonn „im Bereich der Race, Class and Gender Studies“ (243) und das Interesse gilt sowohl den „scheinbar störungsfreien Abläufen des Alltagslebens“ als auch den „Situationen, in denen gesellschaftliche Konfliktlagen kulturell verhandelt werden“ (243). Es folgt eine sehr detaillierte Entwicklung der *Cultural Studies* in den USA, im Vergleich dazu sind die Ausführungen zur ursprünglich marxistisch orientierten britischen Version enttäuschend kurz. In einem Teil über Leitkonzepte wird das gesellschaftliche und politische Theorieverständnis der *Cultural Studies* erklärt: „Viele Ansätze innerhalb der Cultural Studies sehen sich einem kulturpolitischen und aktivistischem Engagement verpflichtet, das außerhalb der Universitäten zum Tragen kommen soll“ (251). Erst jetzt liefert Tonn eine Diskussion des Kulturbegriffes, der verdeutlicht, wie es zu einer kulturwissenschaftlichen Me-



thodenpluralität kommen kann bzw. muss. Kultur wird über die Semiotik als konstruierter Raum definiert, und so wird die Kultursemiotik, die sich mit der „Untersuchung von Zeichenprozessen in kommunikativen und sozialen Handlungszusammenhängen“ (253) befasst, als grundlegende Methode erläutert. Abschließend wird einigen bekannten Hauptkritikpunkten an den *Cultural Studies*, wie etwa dem Vorwurf der Trivialisierung der Wissenschaft, der Interferenz der politischen Überzeugungen, oder des ambivalenten Verhältnisses von Poststrukturalismus und *Cultural Studies*, widersprochen, wobei der Hinweis nützlich wäre, dass viele der Kritikpunkte der *Cultural Studies* auf institutionelle Grabenkämpfe zurückzuführen sind. Mit der nötigen Relativierung und Vorsicht wird die Geschichte der *Cultural Studies* als „Erfolgsstory“ bezeichnet. Was fehlt, ist ein konkret ausgeführtes Beispiel einer kulturwissenschaftlichen Analyse von Klasse, *Gender* oder Ethnizität – etwas, das in anderen Beiträgen angedeutet, in Sternbergs sogar konkret ausgeführt wird, bleibt hier auf der Strecke zugunsten langer historischer Ausführungen.

Trotz des Bemühens, durch Querverweise den Eindruck eines Ganzen herzustellen, mangelt es dem Band eindeutig an Kohärenz: hätten Rehberger und Stilz sich näher mit Auberlens oder Tonns Beitrag befasst, müsste ihre Darstellung der postkolonialen Theorie anders aussehen; Leyboldts Beitrag hätte sich in Aufbau und Klarheit an den Kortés annähern können, und die Verdopplung der *Gender Studies*-Anliegen in Kilian und Hotz-Davies hätte vielleicht vermieden werden können. Die Semiotik, die in vielen Beiträgen angesprochen wird, wird nie wirklich erklärt, und scheint doch von einigen als grundlegende Methode verstanden zu werden. Ähnlich verhält es sich mit dem Marxismus, der zwar immer wieder (meist absprechend) auftaucht, der aber kaum wissenschaftlich erklärt wird. Überhaupt würde man sich mitunter mehr explizite ideologische Plazierung der unterschiedlichen Theorien wünschen, etwas, das eigentlich nur in Hotz-Davies' und Horst Tonns Beiträgen geleistet wird. Das größere Problem scheint aber die unterschiedliche Auffassung der Zielvorgabe zu sein: während einige Beiträge anhand von Beispielen die Theorie beleuchten (etwa Schneider, Auberlen oder Sternberg), beschränken sich andere (Leyboldt und Tonn) auf langwierige Erläuterungen der Theorien, ohne praktische Anhaltspunkte zu geben, was denn mit den Theorien anzufangen sei. Der oben erwähnte Einführungsband von Peter Barry meistert das Problem der Anwendbarkeit, indem er an jeden Theorieüberblick ein Kapitel mit dem Titel „What [for example] feminist critics do“ anhängt, aus dem übersichtlich herausgeht, wie denn jetzt die Methode zur Theorie aussieht. Obwohl Schneider im Einleitungsplädoyer um eine scharfe Trennung von Theorie und Methode bemüht ist, leisten das nicht alle BeiträgerInnen, und die Studierenden werden mit der Frage, wie sie einen Text denn nun nach einer bestimmten Theorie lesen sollten, oft allein gelassen.

Auch die sprachliche Aufbereitung der komplexen theoretischen Zusammenhänge ist unterschiedlich geglückt: Barbara Korte schafft es bewundernswert, gerade den verklausulierten poststrukturalistischen Diskurs leserInnenfreundlich aufzubereiten, während die eine oder andere Fußnote in manchen anderen Beiträgen ein „show-off“ der schlimmsten Art ist. Die Fußnoten in diesem Band sind insgesamt völlig unterschiedlicher Qualität, was ihre Funktion der Lektüreprüfung und -weiterleitung betrifft. Schneider schießt selbst etwas übers Ziel hinaus, wenn er auf über zehn grundlegende Arbeiten zur Textverstehensforschung verweist, macht es aber wieder wett, indem er einen einführenden Artikel in einem Sammelband empfiehlt. Fast jeder Beitrag enthält unerläuterte Fachterminologie, die StudienanfängerInnen wohl nachschlagen müssen. Hier wäre unter Umständen ein Glossar zu empfehlen, weil es sich dabei um Begriffe handelt, die den Studierenden immer wieder begegnen werden und die, wenn sie hier zu finden sind, als zentral erkannt und hoffentlich auch gemerkt werden. Beispiele dafür sind Hermeneutik, Ontologie, Textimmanenz, intentionalistisch, oder auch anti-teleologisch. Vorausgesetzt wird auch offenbar, dass Studierende der Anglistik mit Geldbeträgen des jakobinischen und des viktorianischen Zeitalters etwa anfangen können, ohne dass Vergleichswerte (etwa der Preis eines Brotlaibs) gegeben werden.

Bei der unterschiedlichen Qualität der Beiträge stellt sich die Frage, ob diese Art von Publikation nicht anders konzipiert werden sollte: anstatt Beiträge von unmittelbaren KollegInnen zu erbitten, sollte man sich vielleicht weiter weg bewegen und BeiträgerInnen finden, die sowohl die Fachkompetenz im jeweiligen Bereich aufweisen, als sich auch der didaktischen und methodischen Aufbereitung verpflichtet fühlen. Die sollten sich dann an einem sehr straffen und übersichtlichen Konzept, das auf gewisse Ingredienzien (wie etwa ein oder mehrere anschaulich vorexerzierte Beispiele) besteht, orientieren und auch die Beiträge miteinander in Bezug setzen. Schließlich sollte der Herausgeber ein strenges Auge auf einseitige Darstellungen, auf unklare Formulierungen und allzu expansive Fußnoten haben. Schneiders Band ist aus einem wichtigen Desideratum entstanden und hat sich wichtige Ziele gesetzt, aber nicht alle Beiträge entsprechen diesen hohen Zielvorgaben. Und so kann der Band, wie so viele andere seiner Art, leider nicht in seiner Gesamtheit an Studierende weiterempfohlen werden. Er enthält einige exzellente Beiträge (Schneider, Korte, Auberlen und Sternberg seien als herausragende Beispiele genannt), wird allerdings durch die groben Schwächen einiger anderer Artikel und eine mangelnde Kohärenz zwischen den Beiträgen in seiner Qualität herabgesetzt. Charakteristisch für unser Fach, wirft er aber eine Vielzahl an spannenden Fragen auf, die weit über die unmittelbaren theoretischen Ausführungen hinausgehen: das Verhältnis von Literatur, Gesellschaft und Kultur, das von Geschichte und Literatur, die Rolle des Lesers, die Frage nach der Möglichkeit von Repräsentation und Wirklichkeit oder die Daseinsberechtigung der Anglistik, um nur einige zu nennen. Damit regt er sicherlich bei der intendierten Leserschaft die wissenschaftliche Neugierde an und motiviert zum Weiterlesen.

Susanne Reichl (Wien)